

Für Katja von Gerhild

Als sich als Autorin oder Autor*in definierendes Subjekt stellt sich zwangsläufig die Frage nach dem Umgang mit der vermaledeiten Sprache, die einem leider nicht gehört, nie gehört hat, noch nicht gehört - eine Problematik, von der völlig unbeeindruckt der männlich weiße Kollege munter vor sich hinschreibt. Was alles einer zu- und dabei abgeschrieben wird, wie sie abgeschrieben wird, vollgeschrieben, angefüllt mit Geschichten, die den Körper überlagern, überschreiben, unter denen er verschütt geht oder gehen sollte: Diese Fragestellungen setzen die Markierungen des Spielfeldes, auf dem die Autorin ihren Text herumjagt und weisen ihr dabei gleichzeitig selbst einen Standplatz zu, aus dem sie sich erst einmal befreien muss. Was kann das also für ein Schreiben sein, das im Bewusstsein operiert, in Bezug auf schwer Sagbares auf ein Satz- und Wortarchiv rekurrieren zu müssen, das das, was gesagt oder geschrieben werden soll, im Schreiben bzw. Sprechen nur allzuleicht überschreibt, weil aus ihm selbst ebenso jene Machtstrukturen suppen, die eigentlich angesprochen, aufgebrochen, sichtbar gemacht werden sollen, Strukturen, aus denen sich die Schreibende eigentlich befreien will? Wie kann geschrieben werden, ohne sich selbst festzuschreiben, sich etwas zuzuschreiben?

„Wem gehört mein Körper hier“ fragt Frau Simplon in „Geister sind auch nur Menschen“ von Katja Brunner, das derzeit in Winterthur nachgespielt wird und in einer Produktion des SRF unter der Regie von Erik Altdorfer außerdem als eine von 3 Arbeiten für den Hörspielpreis der Kriegsblinden 2018 nominiert wurde. „Hier liegt ein Leib, der hier nicht hingehört, er ist zu nichts mehr nütze, bloß zum Liegen.“ Der Text versammelt ein „Arsenal der Alten“, Menschen eines Altersheimes, mal personifiziert, mal als Stimmen. Es sprechen vor allem die, die nicht mehr gehört werden, nicht mehr gehört werden können, die Alten, Verlassenen, Abgeschobenen, deren Körper den Dienst verweigern, die, die eigentlich keine Sprache mehr haben, die die Sprache verloren haben, denen die Sprache vorangestorben ist. Oder vermeintlich ist. Es handelt sich hierbei, wie Katja Brunner dem Text voran stellt, um ein „Sprechen ohne Zukunft“, das aber gleichzeitig durch seine Sprechposition wenig Einschränkungen unterliegt, ein Sprechen, das *nicht* entmündigt ist - im Gegenteil. Der Text zeigt vielmehr ein Sprechen, das mit gängigen Narrationen über den alternden Körper, seine Sexualität, seine Dysfunktionalität bricht, ein Sprechen, das die Körper sichtbar macht und die Sprechenden dadurch ermächtigt.

Und das ist auch, was mich an Katja Brunners Arbeiten enorm beeindruckt: Dass das Sprechen in ihren Theatertexten immer ein ermächtigt oder sich selbst ermächtigendes Sprechen ist: Die Gewalt der Zu- und Überschreibung, das Versehrt-, Begrenzt- und Angefülltwerden richtet sich nicht gegen die Sprechenden, sondern kehrt sich als Waffe nach außen. Wenn ich ihre Texte lese habe ich den Eindruck, dass hier zurückgeschossen wird, dass etwas rückerobert wird, dass das Schreiben nicht vor dem NichtSprechbaren, das Machtausübung, also Gewalt, ja immer innewohnt, kapituliert, sondern dass es sich mit Händen und Füßen dagegen wehrt, nein, dass es sich mit dem ganzen Körper wehrt und eine Art Utopie oder Möglichkeitsraum entwirft. Für mich sind Katja Brunners Texte Texte, die den ganzen Körper verhandeln, anstatt an ihm etwas auszuhandeln, auf ihm auszutragen, Geschichten zu schreiben - und sie tun das in zweierlei Hinsicht.

Zum einen werden der Körper der sich als weiblich identifizierenden Person in seiner Gesamtheit und die an ihm vorgenommenen Einschreibungen und -schränkungen inhaltlich verhandelt - so zum Beispiel in ihrem letzten im Verlag vorliegenden Theatertext: „Die Hand ist ein einsamer Jäger“ thematisiert die Verniedlichung und Erniedrigung des sich als weiblich identifizierenden Subjekts durch Über- wie Entsexualisierung, die Befüllung (durch Sprache, Sperma, Blick) und den dadurch (selbst) ausgelösten Brechreiz. Für mich ist es auch ein Text über zurichtende Blicke und über die Rückeroberung des Blickes auf den eigenen Körper in seiner Gesamtheit anstelle eines Hinstarrens auf mikroskopisch vergrößerte, auszumerzende Makel. Es ist auch ein Text, der die Herrschaft des sogenannten männlichen Blickes und der zugehörigen Welterzählung ausstellt und im Sprechen dekonstruiert. Katja Brunner formuliert dafür den großartigen, trademarkgeschützten Hodenklub, aus dem ich hier kurz zitieren möchte:

„Männliches Selbstbewusstsein entfaltet sich vor unseren Augen also genau dann wenn jemand komplett entblößt den Hodenklub macht - sich rauszeigt, ausweist und ranstellt.

Dabei auf eben doch nichts zeigt, sich als zeigefreudiges Gerät der Menschheit zeit, seine Autonomie behauptet, sein stolz erhobenes Haupt der Selbstverwaltungskraft- der Selbstverwaltungskraft die Leben schafft-

Der Hodenklub braucht sich nicht lieb zu haben, der Hodenklub hat sich gegenseitig. Der Hodenklub braucht Publikum, der Hodenklub zersetzt sich nicht selbst.

Der Hodenklub rekrutiert laufend neue Mitglieder. Der Hodenklub ist ein Anhängsel an sich selbst.

Der Hodenklub ist die Nabelschnur und Sauerstoff in Einem.

Der Hodenklub steht im Zentrum, auf dem Hodenklub lagern Kamers. Der Hodenklub belagert Kameras, aber schaut nie hin, damit die Kameras nicht sehen, wie er sie braucht, der Hodenklub.“

Es geht hier, wie in Katja Brunners anderen Texten meinem Verständnis nach um die Kenntlichmachung einer Narration, einer bestehenden, herrschaftlichen, oft männlich-weiß konnotierten - und um das Formulieren eines Gegenentwurfes. Gleichzeitig möchte ich mich entschieden dagegen aussprechen, diese Texte anstelle einer genaueren Beschreibung einfach als „feministisch“ zu schubladisieren. Feministisch: Ein gerne verwendetes Label, das leider noch lieber dafür verwendet wird, Texte so unumstößlich einzusortieren, dass die Fragen, die sie stellen, darunter verschütt gehn, dass die Autorin, die den klugen Text geschrieben hat, darunter verschütt geht, man muss sich nicht mehr mit ihr befassen, schließlich ist alles gesagt, schließlich hat sie alles gesagt, bevor sie etwas sagt. Schließlich hat es, das Label, das einfache Fragen und einfache Antworten einfach richtig einfach zusammenbringt, schon alles für sie gesagt, schließlich hat man schon so für sie gesprochen, dass man ihr jetzt nicht mehr zuhören muss. Ich verwende das Label hier also bewusst, um auf die Freude an der schönen Schublade des Theater-, des Literatur- des Kulturbetriebs hinzuweisen: Zuschreibungen werden gerne vorgenommen und sie werden gerne an Autorinnen vorgenommen, die man sich damit vorsorglich vom Leib hält, die man, wenn man so will, auch von ihrem Leib getrennt hält, in der Unvollständigkeit also - und die dann auch demnach keinen vollen Standplatz für sich zu beanspruchen haben. Ich verwende dieses Label hier also bewusst, um ein genaues Hinschauen, Lesen, Hinhören einzufordern, um einzufordern, dass man, dass Sie starken, eigenständigen, eigensinnigen Arbeiten von Künstlerinnen, von Autorinnen wie Katja Brunner nicht in Kategorien, sondern auf Augenhöhe begegnen, auch wenn sich dann vielleicht ein unangenehmes Gefühl einstellt, weil die künstlerische Arbeit einen übersteigt, weil sie sich nicht kontrollieren lässt.

Denn es handelt sich hier nicht bloß um Texte, die man irgendwie labeln kann, sondern um klug gedachte, angriffslustige Arbeiten von unglaublicher Sprachlust und -beherrschung:

Katja Brunner verfügt über das eindrucksvolle und ansonsten spärlich gesäte Talent einer Sprache, die eigenständig die Ihre ist, über einen Ton, in dem kein anderer anklingt. Ihre Sätze entfalten eine ungeheure Wucht, die sich auch nicht bis ins letzte aufdröseln und analysieren lässt, gleichzeitig sind ihre Texte geführt, die Wucht knallt gewissermaßen in die richtige Richtung, gegen das, wogegen sie auch knallen soll. In mir löst das beim Lesen neben großem Respekt vor Katja

Brunners Autorinnenschaft auch eine Kampfeslust aus, die Texte aktivieren mich, als Leserin, als Zuschauerin, vernähen mich mit meinem Körper, anstatt ihn unter einer Geschichte zu verstecken, sind also im besten Sinne Texte für das Theater. Und sie sind im besten Sinne sprachmächtig, weil sie sich auch in ihrer Form gegen bestehende herrschaftliche Diskurse wenden, ihnen Waffen entwenden. So schafft Katja Brunner in „Den Schlächtern ist kalt oder OhlalaHelvetia“, uraufgeführt am Schauspielhaus Zürich, eine Flut der Sprachbilder, gegen jene Bilder, die bespielt werden, um ein Wir zu erhalten, sie bespielt die Bilder anders, bringt sie durcheinander; im Bewusstsein darüber, dass nach Macht sofort gegriffen wird, greift sie schneller zu. Und auch in diesem Text taucht immer wieder ein intakter, unversehrter, bürgerlicher Raum auf, der „Ort an dem alles gelingt“: der Ort der funktionierenden Erzählung, der Ort der gesehen wird, der Ort des Landes, das sich über Ausgrenzung definiert und über die gewollte Unsichtbarkeit der Toten, - der Ort der Narration.

Schon im Zentrum von Katja Brunners erstem Stück „Von den Beinen zu kurz“, für das sie mit dem Mülheimer Dramatikerpreis ausgezeichnet wurde, der wichtigsten Würdigung für zeitgenössische Dramatik, steht meiner Meinung nach weniger eine „Missbrauchserzählung“ als vielmehr das Aufbrechen gängiger Narrationsmuster in Bezug auf sexuellen Missbrauch. Ich möchte deswegen an dieser Stelle mit etwas Persönlichem schließen, nämlich mit meiner initialen Leseerfahrung in Bezug auf Katja Brunners Texte. Als ich „Von den Beinen zu kurz“ zum ersten Mal gelesen habe, war mein Körper plötzlich wieder sicht- und greifbar. Er war auch wieder angreifbar. Er war da als etwas, das schmerzt, aber auch als etwas, das eine Möglichkeit sein kann. Ich habe den Eindruck, dass Katja Brunners Texte den weiblichen, sich als weiblich definierenden Körper als etwas schreiben, als etwas denken können, das ich in der Konsequenz nicht kann: Als Utopie und zwar als unkaputtbare. Ihre Texte sind herausfordernde Kampfpartnerinnen, sie sind konsequent, sie sind nicht biege- und brechbar, sie schaffen mir als Leserin und Zuschauerin einen Möglichkeitsraum, in dem mein ganzer Körper Platz hat und Platz haben darf, als ein Körper, der eine Biografie hat, eine eigene Geschichte. Deswegen sind diese sprachlich herausragenden Texte für mich auch dezidiert politische Texte, die sich ohne Zeigefinger oder Moral klar positionieren und deswegen mir auch abfordern, mich zu positionieren. Es sind Texte, die sich mit mir solidarisieren, die mich ermächtigen- und die mich treten, wenn ich mich anschicke, biegsam zu sein.

Liebe Katja, lass uns Banden bilden! Ich gratuliere dir von Herzen.